

Stimmen aus dem Leserkreis

Autor(en): **M.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **4 (1936)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-566889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nemesis.

von M. Glöckler

Drüben am blauen See weitet sich blumenbesät der duft-durchschwängerte Park. Mitten drin steht die Göttin Amor. Das Wasser, das sie aus ihrem Becher schüttet, glitzert in der funkelnden Sonne wie feines Gold und gierig lechzen die Nymphen nach dem Göttertrank, der ihnen die Liebe kredenzt. In den dichtbelaubten Zweigen nisten die gefiederten Säger und das flüchtige Reh durchbricht lustatmend die hohen Farren, um seinen heißen Durst am Götterbrunnen zu stillen. Mitten in dieser Pracht erhebt sich ein stolzer Palast, durch dessen prunkvolle Gemächer und weiten Hallen ein fröhlicher Knabe tollt und schönheitstrunken nach den roten Rosen hascht, die schmeichelnd die hohen Marmorsäulen umspannen, — er ist der Erbe und der einzige Träger eines stolzen Namens.

Da sah er eines Tages draußen am Parktor einen braungelockten Zigeunerknaben, der Streckt bettelnd seine mageren Hände nach ihm aus und zwei brennende Augen bohren sich tief in die seinen. Da brach das Herz des reichen Jünglings und zitternd zog er den Zigeunerknaben in seine Arme. Er zog ihn auch mit sich hinein in den Garten und führte ihn zum Götterbrunnen und — sie tranken daraus. Er führte ihn auch hinüber in seinen Palast. Er wollte ihn dem Elend entreißen und emporziehen an seine Seite. Da aber wurde er gelästert und durch die Hallen tönte weh der Abschiedsschrei des fortgejagten Zigeunerjungen; der reiche Sohn aber versank in Nacht und Schwermut.

Der Palast im Park erstrahlt Abend für Abend in tausend funkelnden Lichtern, und der Erbe durchzieht verlassen und heimatlos die große Fremde — das ist die Strafe, daß er dem heißen Zwang seines Blutes gefolgt, den Göttertrank getrunken und seine Seele erwachend den Weg ihrer Bestimmung betrat, der aber weit hinaus führte aus Glanz und Pracht und hinein in Einsamkeit und Verknennung, von dem es niemals ein Zurück mehr gibt.

Stimmen aus dem Leserkreis.

Es drängt mich aufrichtig, Herrn Rudolf Rheiner für seinen äußerst wertvollen Leitartikel im „Freundschafts-Banner“ „Der Homoerot vor Kirche und Bibel“ meinen größten Dank auszusprechen. Solch ernste Erklärungen und Fragen sollten eigentlich immer mehr behandelt werden und sind gewiß unter der Leserschaft viele genug, die dafür großen Dank wissen, weil sie dadurch mehr Mut und Halt bekommen, Enttäuschungen besser tragen und Verknennungen, die sie vielleicht gerade von religiöser Seite her erfahren mußten, mutiger auf sich zu nehmen. Wenn schon der Unverstand der menschlichen Gesellschaft schmerzlich trifft, so treffen Verdammungsworte eines Paulus in 1. Korinther, 6, V. 9 und Römer 1, V. 27, einen ernsten Homoeroten noch viel tiefer, besonders da die Kirche und ihre Vertreter bei diesen Bibelstellen stehen geblieben sind. Aufklärung zu suchen, wo sie einzig zu finden ist, in der reinen Lehre Jesu, die auf Liebe aufgebaut ist und nichts gemein hat mit den Paulinischen Worten von Strafe und Gericht.

Aber leider ist es doch bis heute bei dieser Auffassung geblieben; aber ich habe den Mut, es aller Welt zu sagen, daß Paulus die Lehre Christi nach seinem Gesichtspunkt umgemodelt hat und alttestamentliche Gesetze den Worten der Gnade gegenübergestellt und von Dingen gesprochen hat, die den meisten Homoeroten unverständlich sind. Jesus hat aber die Homosexualität nirgends verdammt! — Aber

verhängnisvoll genug ist diese Lehre geworden, das Verdammungsurteil jahrhundertlang aufrecht zu erhalten und die Versklavung des menschlichen Geistes immer wieder unter die Unkenntnis der öffentlichen Meinung zu zwingen und dadurch ungezählte Männer und Frauen ihrer menschlichen Würde zu berauben und tief unglücklich zu machen.

Darum ist es endlich an der Zeit diesen Apostelworten die Worte und Handlungen Jesu entgegenzuhalten und darum möchte ich auch an alle Geistlichen, gleich welcher Konfession, nur die eine Frage richten, wie sie mir die Stelle aus Johannes, Kap. 21, Vers 15—22, auslegen würden. Wir alle stehen unter göttlicher Bestimmung. Auch der Sohn Gottes stand unter dieser Bestimmung. Er wurde Mensch, wie wir und an Gebärden gleich erfunden; auch Er wurde unter die Sünde beschlossen, damit Er sich aller erbarme und mußte gerade deshalb auch jene Liebe kennen lernen, die ihn so tief verband mit Johannes seinem Lieblingsjünger. Und nun ist diese Liebe etwas vom Schönsten, was wir lesen können über den Verkehr des Heilandes mit seinen Jüngern.

Herr Rudolf Rheiner hat es schon so treffend hervorgehoben, aber ich erlaube mir, noch weiter darauf einzugehen und den Paulusworten noch einmal mit tiefstem Ernst entgegenzutreten — nein — ich möchte ihn am liebsten fragen können: „Warum hat denn Jesus den Johannes überhaupt geduldet? Warum hat er nicht zu ihm gesagt, wie zu Petrus, als er seinen Meister beschützen wollte: „Gehe hinter mir, Satan, du bist mir ärgerlich!“ — Es wäre ihm in seiner großen Geisterkraft ein Leichtes gewesen, ihn von sich fern zu halten, aber er hat es nicht getan, nein, er hat ihn geliebt, geliebt wie sonst keinen. Er war der einzige Jünger, von dem es immer wieder heißt: „Welchen Jesu lieb hatte, der auch an seiner Brust gelegen.“

Sein brechendes Auge hat auf keinem andern geruht als auf ihm und nur ihm galten die Kreuzesworte: „Weib — siehe, das ist dein Sohn, siehe, das ist deine Mutter.“ So hat er ihn geliebt, daß er nicht sterben konnte, ohne noch für ihn zu sorgen.

Und nun verfolge ich im Geiste jenen ernsten Vorgang, wie er in dem schon erwähnten Johanneskapitel 21, Vers 15—22, geschildert ist, als der Herr den Jüngern am See Tiberias erschien. Es waren beieinander Simon, Petrus und Thomas, die Söhne des Zebedäus, und noch zwei andere Jünger, aber keiner erkannte ihn, nur Johannes ruft plötzlich aus: „Es ist der Herr!“ Nur ihm wurden die Augen geöffnet und nur er hatte ihn zuerst erkennen dürfen. Und nun wendet sich der Herr zu Petrus und es beginnt jenes erschütternde Zwiegespräch, das den Petrus in die tiefste Demut und Buße hineinführt über seine Verleugnung. Aber er erhält Gnade und Vergebung — aber wie lernen wir hier etwas kennen, das uns selbst schmerzlich berührt. Nun von Jesus begnadigt, sollte man meinen, daß er tief gedemütigt vor seinem Herrn gestanden und nur mit sich und seinen Sünden beschäftigt gewesen sei, statt dessen wendet er sein Haupt und sieht Johannes folgen und da er ihn sah, spricht er zu Jesus: „Herr, was soll aber dieser?“ Da spricht Jesus zu ihm: „Wenn ich will, daß dieser bleibe bis ich wieder komme, was geht es dich an, folge du mir nach.“

Das war Petrus und so ist heute noch die Welt. Die eigenen Fehler demütigen nicht, man wendet das Haupt und schreit: „Was sollen denn diese?“ Aber was für eine Antwort wird ihnen aus dem heiligsten Munde? „Wenn ich will, daß sie bleiben...“ Das alte Testament hat verworfen und getötet, Paulus, der Eiferer, hat gestraft und verbannt, Jesus aber will, daß sie bleiben und durch diesen seinen heiligen Willen werden sie nun bleiben bis er wieder kommt.

Artkollegen! Abonniert das „Freundschafts-Banner“!

und weder Unwissenheit noch Verachtung, auch nicht Religion und Gesetz und am aller wenigsten der Neid eines Petrus wird es fertig bringen, Menschen, von Gott geschaffen, die er vielleicht mehr ausgerüstet hat mit Geist und Gaben, vernichten zu können; denn es ist einer da, der sie nicht verdammt, der sie liebt — liebt vielleicht mehr als die andern und der sie nicht ausschließt von der ewigen Seeligkeit, sondern spricht: „Wenn ich wilt, daß diese bleiben bis ich wieder komme, Welt — was geht es dich an, folge du mir nach!“

M.G.

Verbotene Liebe.

von Olaf

Leise sinkt der Abend aufs Land hernieder,
Süßen Duft's geschwängerte Lüfte kosen
Mitleidvoll und sanft eines jungen Mönches
Gramdüsteres Antlitz.

Von des alten Klosters niedriger Mauer
Träumt sein Blick versunkenen Dorfes Frieden,
Schweift bis da, wo fliederumschattet trauert
Einsame Hütte.

Und er weiß, daß dort über liebe Züge
Schaurig zweier Kerzen Geflimmer huschet,
Während ihn der scheidenden Sonne Strahlen
Freundlich umspielen...

Dumpf bricht in sein Träumen die Vesporglocke.
Langsam geht er sinnenden Schritts zur Kirche:
Ueber bleiche Wang' in die Kutte nieder
Rinnt eine Träne.

Grenzgeschichte

von Willy Wolf

10

Im Flur der Wache sah Fedor in unbekannte Soldatengesichter. Sie waren nicht allein seinetwegen hier, man bot für die Festnahme eines einzelnen gewiß nicht soviel Leute auf. Keiner schien ihn zu beobachten, und doch fühlte er, daß alles Interesse sich auf ihn zuspitzte als er die Wachtstube betrat. Der gelbe Schein des Petroleumlichtes lag kreisförmig um den Tisch, an dem ein junger Offizier saß und den Befehl gab, Fedor zu untersuchen. Ein Kleidungsstück nach dem andern wurde ihm abgenommen und beiseite gelegt. Fedor sagte zu allem kein Wort, es schien ihm alles zu belanglos, zu unwichtig, um gefahrvoll zu sein. Als er den Befehl bekam, sich wieder anzuziehen, kam er auch diesem Befehl schweigend nach. Doch während er sich anzog, fragte ihn der Offizier:

„Zu welchem Zweck halten Sie Verbindung mit der Wache von drüben?“

„Es ist nur einer, mit dem ich verkehre. Ich bin bisher mit keinem andern gesehen worden. Die Leute von der Wache werden es bezeugen müssen.“

„Das ist noch keine Entlastung für den Verdacht, der gegen Sie besteht. Sie wissen doch, um was es sich handelt?“

„Nein!“ Es klang kurz und schroff. Der Offizier sah überrascht auf. Fedors Gesicht hatte einen stolzen, abweisenden Zug.

„Es handelt sich um den Verdacht des Landesverrates. Man hat die Dienststelle auf Sie aufmerksam gemacht, schon vor längerer Zeit, als man dort den Diebstahl von wichtigen Schriftstücken feststellte. Sie sind seitdem mit gewissem Erfolg beobachtet worden.

Da nun in der letzten Nacht ein weiterer Diebstahl erfolgte, die Spuren wieder durch einen, wenn auch anonymen Brief hierherwiesen, habe ich den Auftrag bekommen, diese Angelegenheit endgültig zu klären. Sie haben Ihre Sympathie für die von drüben schon einmal offen betont, den Verkehr mit Soldaten der fremden Macht jedoch verschwiegen, da die Durchsuchung keine positiven Beweise brachte — na, sie können ja auch schon drüben sein. Aber ich will zunächst dennoch zu Ihren Gunsten annehmen, daß Sie mit der ganzen Geschichte nichts zu tun haben — muß ich von Ihnen erwarten, daß Sie zu Ihrer weitem Entlastung eine begründete Erklärung abgeben können, um den Verdacht als ungerechtfertigt zu beweisen.“ Der Offizier war aufgestanden und an ihn herangetreten. „Wenn Sie es nicht können“, sagte er ernst, „dann muß ich die mir zugegebene Vollmacht ausnutzen —“

„Und worin besteht die“, unterbrach ihn Fedor.

„Zur restlosen Aufklärung dieser Angelegenheit selbst Waffengewalt anzuwenden.“

Fedor stutzte bei diesen Worten. Waffengewalt? Gegen ihn? Was wäre selbst dann bei ihm mehr zu erfahren, als die immer wiederkehrende Beteuerung, daß er mit der Sache nichts zu tun habe? Oder erwartete man von ihm vor geladenen Gewehren ein Schuldgeständnis? Und wenn er bis zuletzt bei seiner Behauptung, unschuldig zu sein, blieb, konnte man auf einen bloßen Verdacht hin schon ein Urteil an ihm vollstrecken? Er richtete sich auf.

„Ich kann trotz dieser Drohung nur immer wieder erklären, daß ich so wenig Schuld habe, wie ich Beweise dafür bringen kann. Weil ich mit einem Soldaten jenseits der Grenze verkehre, damit ist doch nicht allein schon der Verdacht oder gar der Beweis gegeben, daß ich Landesverrat begehe.“

Der Offizier machte eine ungeduldige Bewegung mit den Armen. „So kommen wir nicht weiter. Sie erschweren es mir, Ihnen meinen guten Willen zu zeigen. Ich handle damit schon gegen meine Vorschrift und die besagt, daß ich im Falle ungenügender Beweise Ihrerseits, oder falls der Verdacht durch Ihr Leugnen allein schon gerechtfertigt erscheint, unter Waffengewalt auch drüben auf der Wache nachzusehen habe. Der Fall wächst damit über Sie hinaus. Man sucht eben etwas. Ich sage das noch einmal in Ihrem Sinne. Hoffentlich verstehen Sie mich.“

Aus Fedors Gesicht war alle Farbe gewichen. „Auf einen solchen Verdacht hin will man —“ Er konnte nicht weitersprechen. „Ja!“ Dann war es still in der Wachtstube. Draußen raste mit unverminderter Wucht der Sturm über das Land. Klatschend schlugen große Schneeflocken gegen die Scheiben.

„Ich habe zu handeln. Gestehen Sie Ihre Schuld, dann brauche ich die Kameraden keiner Gefahr auszusetzen. Leugnen Sie, ohne Ihre Unschuld beweisen zu können — nun gut — drei Minuten lasse ich Ihnen noch Zeit. Mehr kann ich nicht für Sie tun.“

„Aber wir leben doch mit denen da drüben in Frieden!“ brauste Fedor auf.

„Sie irren“, erwiderte der Offizier. Auch seine Stimme klang nun erregt. „Sie scheinen selbst als Soldat nicht wissen zu wollen, welche Kämpfe um unsere rechtmäßigen Forderungen an Land sich an den andern Teilen dieser Grenze abspielen.“

„Rechtmäßig?“ Fedor schrie es fast. „Gewalt wendet Ihr an, nichtswürdige Gewalt. Ihr wollt ein Recht zum Morden haben, und ich soll den Grund —“

„Danke, es genügt.“ Mit einer kurzen Handbewegung unterstrich der Offizier das Gebot, zu schweigen.

(Fortsetzung folgt!)